Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 11

Artikel: Ueber die Gemmi
Autor: Diener, Karl H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667926

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber die Gemmi

Von Prof. Karl H. Diener

Riesenhaft ragt,
Herrisch der Berg.
Es schaut ihn verzagt,
Kleinlaut ein Zwerg:
Der Mensch.

Dieser Mensch bin ich. Ein seit Jahren gehegter Traum soll nunmehr Erfüllung finden. Im Morgenfrieden liegt unter mir Leukerbad, das altberühmte Bäderdorf. Mit Bedacht habe ich es für meine Ferien ausgewählt, nicht zuletzt des unwiderstehlich lockenden Passes wegen, der in sechs Stunden nach Kandersteg führt.

Ich stehe am Fuß der himmelragenden Wand und frage mich zweifelnd, ob an ihr wirklich ein zwei Meter breiter Pfad hinaufklettert. Ihn hinter mich zu bringen, dürfte nicht wenig Schweiß kosten. Zwar ist der schwindelnde Absturz des riesigen Felsgewändes noch in Schatten eingetaucht. Die formschöne Kuppe des nahen Rinderhorns dagegen badet sich in flüssigem Sonnengold, und diamantengleich sprüht es vom firngekrönten Haupt des alles beherrschenden Balmhorns. Es scheint ein Tag werden zu wollen, wie ihn Gott in seiner allerbesten Laune zu schaffen weiß. Diese Erkenntnis verscheucht meine Zagheit, und entschlossen beginne ich den Aufstieg.

Es trügt nicht, das Wort, welches vom Gold der morgendlichen Stunden spricht. Mindestens verursacht das Steigen mir ziemlich ungeübtem Stadtmenschen vorerst keinerlei Beschwer. Langsam, doch stetig komme ich höher. Kein besonderes Kunststück, der Weg ist wider alle Erwartung bequem. Die herrliche Bergluft! In tiefen Zügen pumpen sich die wahrhaftig wenig verwöhnten Lungen damit voll. Am Eingang der gewaltigen Kluft, aus der es empfindlich kühl herausweht, bleibe ich verwundert stehen. Die Stille ist unvermittelt durch einprägsame Trillertöne gestört worden, die ich sicherlich kenne. Natürlich! Vor wenigen Tagen noch vernahm ich sie in der unrasterfüllten Großstadt. Die gefiederten Rufer sind Alpensegler, Vettern des besser bekannten und allgemeiner vorkommenden Mauerseglers oder „Spyrs". Das Zürcher Landesmuseum beherbergt ständig eine Kolonie solcher zutreffend „Münsterschwalben" geheissenen virtuosen Flieger, die auch im Luzerner Wasserturm, im Berner Münster und anderswo mehr hausen. Ohne es zu gewahren, habe ich die Bastion erreicht, wo ein geschäftstüchtiger Kopf eine «buvette» etabliert hat, zur Freude vermutlich zahlloser durstiger Passanten. Das Miniaturrestaurant ist noch nicht im Betrieb, wohl der frühen Stunde halber. Mich stört es nicht, erst oben auf der Höhe werde ich mir die verdiente Rast gönnen. Nebenbei habe ich, wie mich die Uhr belehrt, knapp den halben Weg zurückgelegt. Die ärgsten Stellen harren allerdings noch meiner. Ich bin ungefähr auf Rigi-Höhe angelangt. Bereits bietet sich meinen suchenden Blicken ein herrliches, obzwar beschränktes Panorama. Es sind die flimmernden Spitzen, Zacken und Hörner der Walliser Riesen. Am nächsten und wuchtigsten wirkt zunächst die Dent blanche. Was ich schon im Tal zu wiederholten Malen gewahrte, erkenne ich hier oben neuerdings und besonders eindringlich. Ich will es leidenschaftslos «nonchalance» nennen. Sie entspricht in Wirklichkeit einer gerade an solchem Ort wenig angebrachten Vernachlässigung der schutzbietenden Holzgeländer. Im gegenwärtigen schadhaften Zustand entsprechen sie ganz und gar nicht ihrem eigentlichen Daseinszweck. Der dauernd bemerkenswert breite Weg macht ihre Benützung zum Glück überflüssig.

Eine aufregende Ueberraschung wartet auf mich. Um eine Felsnase wenig hoch über mir biegt urplötzlich ein robuster Hörnerschlitten. Gesteuert wird er von einem wetterharten Bergbauern, die Ladung jedoch besteht in einer umfangreichen Holzkiste, deren Inhalt anscheinend ein für die Schlachtbank reifes Säulein bildet. Vorsorglicherweise bremst ein zweiter Mann da-

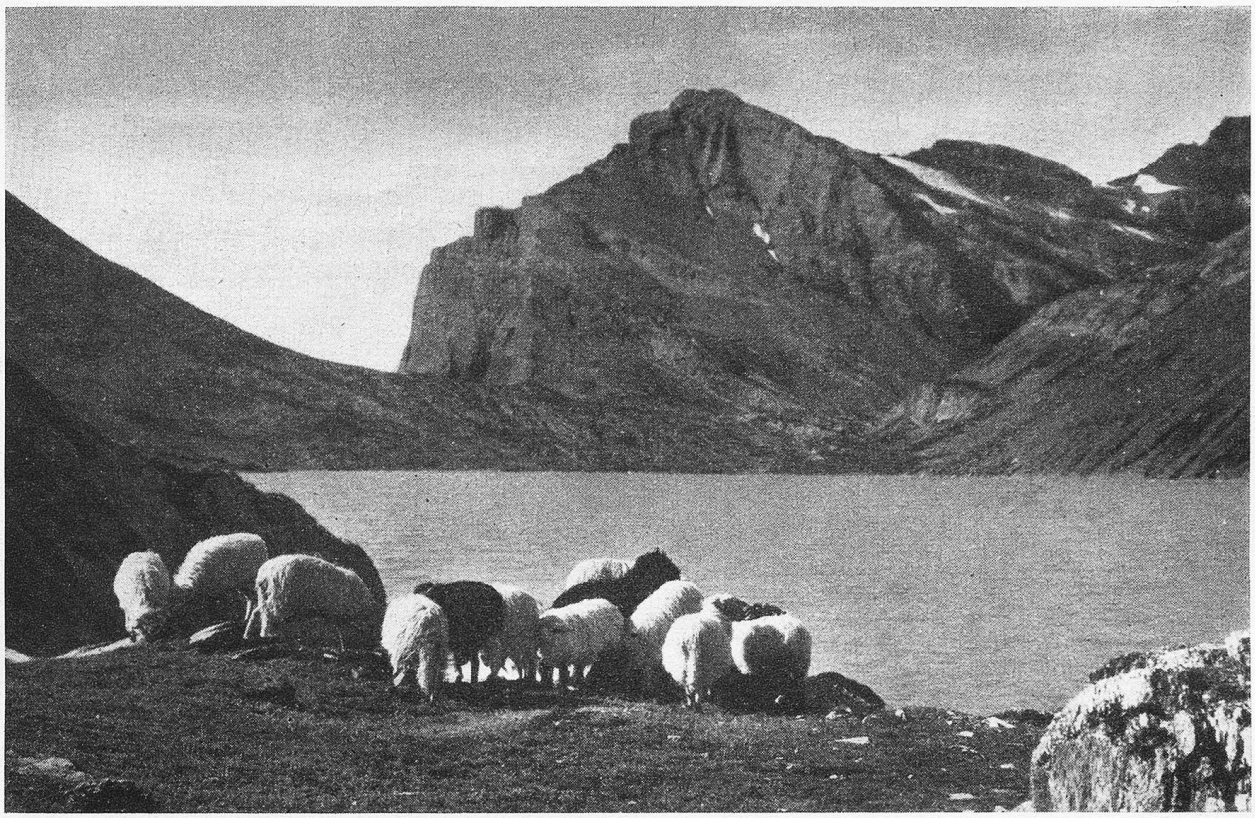
hinter die unwillkommen beschwingte Reise nachdrücklich ab. Trotzdem schießt das Vehikel derart um die enge Kurve, daß es die unzuverlässigen Geländerbretter unsanft berührt. Aus Leibeskräften stemmt der Lenker die schwergenagelten Schuhe in den steinigen Grund und erreicht darob ein mehr kitzlig anzusehendes als gefährliches Passieren der brüsken Kehre. Eine ganze Weile verfolge ich das ebenso primitive wie praktische Fahrzeug auf seinem weitern Weg. Mein Tempo hält mit seinem tatsächlich keinen Vergleich aus. Ohne Zögern nehme ich das verdächtig steile Zickzackstück vor mir in Angriff. Es entgeht mir nicht, daß der Abstieg ungleich kritischer wäre. Kaum habe ich diese Ueberlegung beendet, erhalte ich auch schon eine anschauliche Bestätigung ihrer Richtigkeit. Dreißig Schritte voraus gewahre ich eine Vertreterin des „schwachen Geschlechts", die sich nicht vom Fleck getraut. Unmittelbar hinter ihr taucht ihr Begleiter auf. Es kostet ihn einige Mühe, um „sie" von der Stelle zu bringen. Ungenagelte Halbschuhe eignen sich eben schlecht für eine Gemmitour! Zu dieser Erkenntnis ist mehr als einer unfreiwillig gelangt, und noch mancher mag dieselbe Einsicht gewinnen.

In angeregter Stimmung betrete ich das erste Plateau. Die Walliser Vierlausender legen bereits Zeugnis ab dafür, daß sie begründet den „alpinen Majestäten" beigerechnet werden. Ein grandioser Tag, kein Wölkchen am Himmel! Nun schiebt sich auch das Hotel auf der Paßhöhe in mein Blickfeld, gleich habe ich das erste Etappenziel erreicht. Beim schlichten Holzkreuz setze ich mich hin, unverzüglich erhalte ich Besuch. Hörnerziegen kommen bettelnd herbei. Ich muß ihre Erwartungen enttäuschen, meine Taschen sind gänzlich leer. Ohne Rucksack bin ich hinaufgekommen, um es ausnahmsweise einmal leicht und bequem zu haben. Jetzt aber befolge ich Meister Gottfrieds Rat und lasse die Augen trinken, was ihre Wimpern halten. Wer kennt sie alle, die silberblinkenden Kolosse im Süden? Zur Linken türmen sich die Mischabelhörner auf. Dort nach rechts, das wird wohl das Weißhorn sein! Aber die scharf in den Himmel stechende phantastische Spitze ist keineswegs das Matterhorn, sondern das Rothorn. Der bei den Franzosen als «Cervin» in Ansehen stehende Gigant reckt sich weiter hinten empor, merkwürdig unauffällig und in einer weniger bekannten Form. Nicht die kühne Felspyramide zeigt er, vielmehr einen gestreckten Grat, der am ehesten an einen Hahnenkamm denken läßt.

Welcher Kontrast in unmittelbarer Nähe! Da baut sich das anzüglich also geheißene Plattenhorn auf, eine eintönig gräuliche Steinmasse ohne alle Schneeflecke. Nicht gleich langweilig gibt sich das Rinderhorn dicht an seiner Flanke, erst recht nicht der Wildstrubel in meinem Rükken. Wie sein Scheitel glänzt und flimmert! Als Trabanten halten unfern größere und kleinere Gletscher starre Wacht. Muntere Bäche entquellen ihnen und unterbrechen mit ihrem Rauschen die ernste Stille des riesigen Amphitheaters. Unwillkürlich muß ich an ein solches denken, zu bestimmten Zeiten fehlt ja auch das entsprechende großartige Spiel nicht. Akteure sind dabei freilich keine schwachen Menschen. Wehe ihnen, sollten sie je zugegen sein! Ihnen fiele unweigerlich eine verhängnisvolle Rolle zu.

Ich entschließe mich zu sofortiger Weiterwanderung. Es gelüstet mich, den einsamen See zu erschauen, den vom Daubenhorn beherrschten Daubensee. Er bedeutet für mich eine Enttäuschung, denn seine Fluten scheinen trüb wie so mancher Wirtshauskaffee hierzuland. Einen Reiz eigener Art verleihen ihm indessen die vielen wolligen Schafe, die seinem Ufer entlang gemächlich äsen. Der bescheidene Pfad zur Linken führt nach Adelboden. Ich halte den andern ein, will ich doch nach Kandersteg hinab. Bisher habe ich erst zwei Begegnungen gehabt, nun muß ich ab und zu entgegenkommende Touristen begrüßen. Mehr Beachtung schenke ich den beiden Schafen, welche eins hinter dem andern ständig vor mir hertraben, allerdings nicht im gleichen Schritt und Tritt. Wirkungsvoll kontrastieren mit ihrem lichten Fell die dunklen „Schuhe und Socken". Sicherlich haben auch sie eine Bestimmung, die ich freilich nicht zu erkennen vermag. Jedoch handelt es sich schwerlich um eine bloße Laune der stets planvoll schaffenden Natur.

Die spärlichen Kinder Floras führen hier oben ein karges Dasein. Es zwingt zum Stau-



Daubensee mit Dauberhorn

nen, daß sie sich überhaupt fortbringen. So weit der Blick reicht, gewahrt er nichts als nacktes Felsgestein in Gestalt stürzender Wände oder unterschiedlich hoch getürmter Trümmerhaufen. Da und dort gedeiht trotzdem ein Pflänzchen oder ein Blümlein, meist ist's ein Steinbrech, ein Hahnenfuß oder eine Silberwurz. Diese hat zwar die Blütezeit hinter sich, bloß ihre charakteristischen Blütenstände werden noch angetroffen. Sie erinnern, obschon wesentlich kleiner, einigermaßen an die besser bekannten und begehrteren sogenannten „alte Manne", welche von der Alpenanemone herrühren. Mit Wohlgefallen verweilt das Auge auf dem zarten Blau vereinzelter Glockenblumen. Fast gar nicht kommt das Ohr auf die Rechnung. Das tierische Leben scheint ausgestorben zu sein. Erst kurz vor Schwarenbach läßt sich ein Steinschmätzer vernehmen, und wenig später unterscheide ich die blecherne Strophe eines Hausrotschwänzchens. Sie heimelt mich beträchtlich an, denn zu Hause höre ich sie vom frühesten Frühling an bis in den Herbst hinein einen Tag um den andern und zu wechselnden Zeiten.

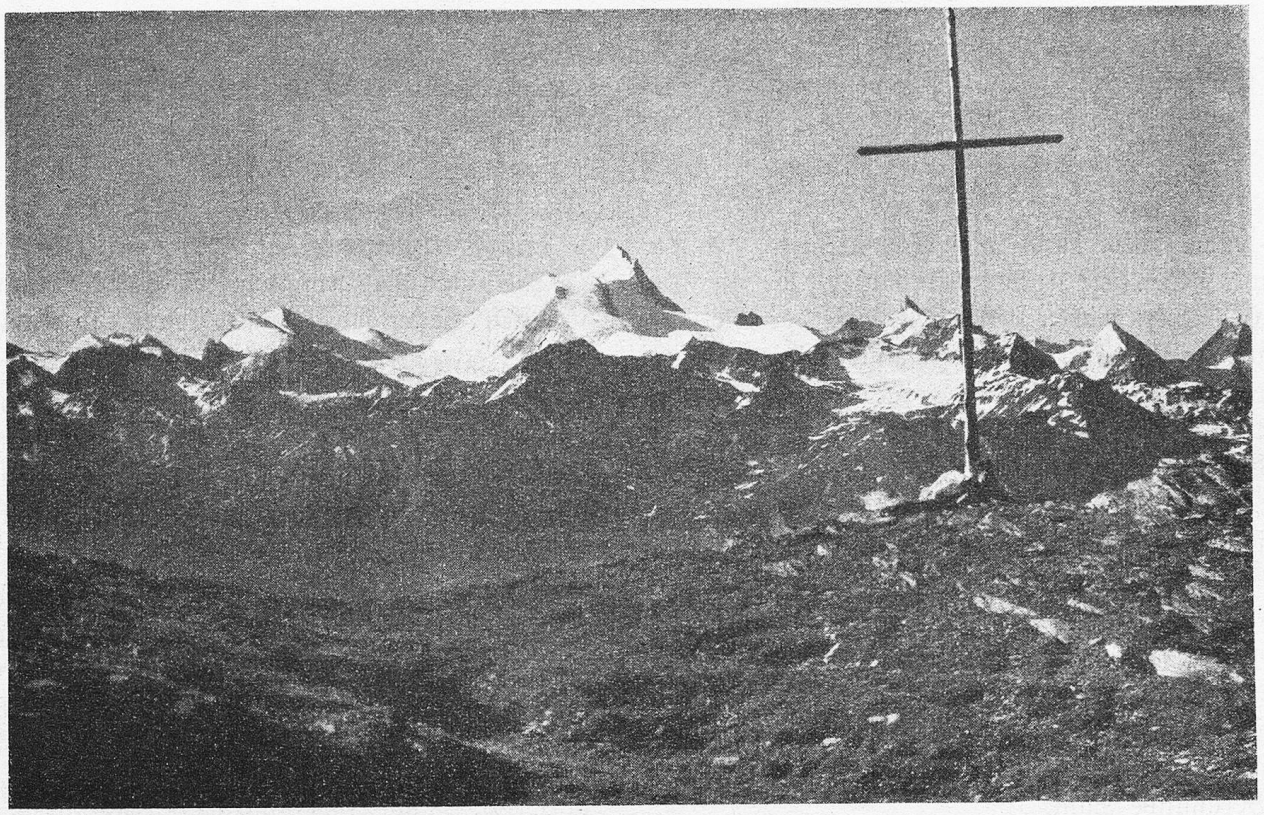
Die Sonne brennt mitleidlos auf die Landschaft herunter und mit voller Kraft auf den steinigen Pfad, den ich unverdrossen folge. Beim sattsam bekannten Hotel anzukehren, verspüre ich keine geringste Lust. Dennoch leiste ich mir eine Rast, einem spielerischen Kätzlein zuliebe, das meine Bekanntschaft sucht. Nicht vergeblich, minutenlang unterhalte ich mich mit ihm und vergesse darob die drückende Oede, welche ringsherum lastet. Ein wahres Labsal bedeutet das blendende Weiß auf dem stolzen, unnahbar dünkenden Haupt des Balmhorns, das ich hier zum ersten Mal von dieser Seite erblicke. Ein letzter flüchtiger Blick gilt dem winzigen Gärtlein, worin dies und das, so Kopfsalat, recht und schlecht gedeiht. An dieser Stelle immerhin keine Selbstverständlichkeit! Minuten hernach strecke ich die Hand nach den ersten greifbaren Alpenrosen aus. Sie sind, ihrem massenhaften Vorkommen zum Trotz, derzeit bereits recht rar

und wirklich tadellose Blüten nur mehr vereinzelt anzutreffen. Ein geringes Sträußlein möchte ich mit ins Tal hinabtragen. Man will doch zeigen, daß man in den Bergen geweilt hat!

Täuscht mich denn das Auge? Ich sehe eine ausgedehnte Ebene vor mir liegen, topfeben, von einem ansehnlichen silberklaren Bach durchflossen. Das ist natürlich die Spitalmatte. Vorerst komme ich aber noch an einem gewaltigen Trümmerfeld vorüber, von einem verderbenbringenden Absturz des Altels herrührend. Mehreren Menschen hat er damals den Tod gebracht. Eine Gedenktafel unmittelbar am fahrbaren breiten Weg nennt ihre Namen. Deutlich ist die Abbruchstelle in der Höhe zu erkennen, wider Willen werde ich an eine mächtige Wunde gemahnt.

Ja, sie sind herrlich und erhaben, unsere Berge, doch oftmals gewalttätig und unberechenbar. Man bekommt fast den Eindruck, als wollten sie den vorwitzigen Menschen seine Winzigkeit und Schwäche bei Gelegenheit eindringlich fühlen lassen. Wie, wenn der Berg gerade jetzt neuerdings in Bewegung geriete? Zweifelnd schaue ich nach ihm hinauf. Er zeigt ein unbewegtes Sphinxgesicht. Ob er sich regte im Jahr zuvor, als ein starkes Erdbeben u. a. das Wallis erschreckte und bei Leukerbad eine neue heiße Quelle zutage trat?

Nachdenklich nehme ich den Marsch wieder auf. Ein ungewohntes Bild lenkt mich vorübergehend ab. Eines der berühmten Gemmiwägeli kommt mir entgegen, unmittelbar von einem zweiten gefolgt. Neugierig sehe ich mir die Passagiere an. Entgegen meiner Vermutung sind es keine Engländer, weder „er" noch „sie" gemahnt an diese Abkunft. Am „schnöden Mammon", sage ich mir, mangelt es ihnen offenbar nicht. Ich beneide sie durchaus nicht um den Vorzug, vermittels einer Pferdekraft nach der Paßhöhe hinaufgelotst zu werden. Sonderlich groß scheint das Vergnügen nicht zu sein. Die Tiere gehen zwar bemerkenswert ruhig und gleichmäßig, die unzähligen Unebenheiten des Weges indessen machen sich unweigerlich fühlbar. Ich bin im Zweifel, ob ich die Pferde bedauern soll. Als ich gewahre, daß ihre zu Fuß nebenher marschierenden Lenker in kurzen Abständen anhalten, glaube ich, keinen triftigen Grund zum Bemitleiden zu haben. Wie oft wird nicht unten im Tal ein Zugtier unverständig und rücksichtslos überanstrengt, beinahe ohne Pause vom Morgen bis zum Abend! Bestimmt ist es eher zu bedauern als sein Artgenosse von der Gemmi. Längere Zeit schaue ich hinter den beiden Gefährten her, und meine Zweifel stehen wiederum auf. Die Pferde müssen eben eine ansehnliche Steigung überwinden, eine Aufgabe, welche ersichtlich ihre ganzen Kräfte beansprucht. Ob ich will oder nicht, ich ärgere mich, als sogar der männliche Passagier nicht absteigt. Nun hat er ja freilich seinen Eigentransport bezahlen müssen, dazu gegen gute Schweizernötli, kann somit wie der Shakespearesche Shylock auf seinem Schein bestehen. Dennoch hat seine Haltung nicht meinen Gefallen. Mit beeinträchtigter Laune marschiere ich talwärts. Die „Matte" selber gestattet ein bequemes und flinkes Vorankommen. Hoffentlich geht es noch recht lange weiter! Daß sich dieser Wunsch erfüllt, aber ein bitteres Ende erhält, ahne ich nicht. Uebrigens habe ich meine Aufmerksamkeit einem Schauspiel in den Lüften hoch über mir zu schenken. Nicht wird mir zwar der insgeheim schon lange ersehnte Anblick eines Adlers zuteil, wohl aber werde ich Zeuge eines kaum weniger ungewöhnlichen Geschehens. Ein Wanderfalke, der vermutlich auf einem Felsabsatz des zur Linken bollwerkenden Gellihorns gefußt hat, hetzt eine Krähe, die sich zur Unzeit durch den hier oben kristallklaren Aether bewegt. Umsonst sucht sie den unfernen Waldbezirk zu gewinnen. Wie die Windsbraut kommt der Falk daher, gleich ist er über seinem Opfer, und schon stößt er nieder, um es zu schlagen. Schon sind auch die rettenden Fichten nahe, doch bevor der Galgenvogel in ihre Kronen einfällt, verspürt er die Dolche seines furchtbaren Feindes in den Körper eindringen. Nochmals ein Weilchen, und der kühne Raubritter trägt seine Beute einem passenden Kröpfplatz hoch oben in den Klippen entgegen. Ich aber stehe und schaue und vergesse ganz, wo ich bin und was ich vorhabe. Es fällt mir ein, daß ich noch die sogenannten „Kehren" passieren muß, und werfe einen Blick in die Karte. Allzuschlimm können sie nicht sein! Ich täusche mich.



Blick vom Gemmipass auf Weisshorn, Rothorn, Gabelhorn, Matterhorn

Gewiß, der Weg zumindest hat als trefflich angelegt und wohl unterhalten zu gelten. Allein er beschreibt eine Kurve nach der andern, noch eine und wiederum eine. Dauernd geht es im Zickzack hin und her, zugleich scharf abwärts bei glühender Hitze. Mehrere Beinmuskeln machen sich in erkennbar störrischer Weise bemerkbar. Immer aufs neue schätze ich die verbleibende Höhe ab und die Zeit, welche ich wohl aufzuwenden habe, um endlich die allerletzte Kehre hinter mich zu bringen. Ich stelle fest, daß ich vor vier, fünf Stunden wesentlich besser disponiert war, in jeglicher Hinsicht. Dabei genieße ich immer den Vorzug schattenspendender Bäume. Am frühen Morgen, sage ich mir resigniert, hätte die Sache einen verschiedenen Effekt erzielt. Leider geht es auf zwölf Uhr, und wir schreiben den 22. Juli, einen Sonnentag erster Güte, dessen ich mich stets lebhaft erinnern werde.

Selbst Gemmipaßkehren nehmen schließlich ein Ende. Wenige Minuten nach der Mittagsstunde lande ich unten im Tal und höre der Kander heftiges Rauschen. Sie führt stark getrübtes Wasser und füllt ihr Bett beinahe zur Gänze. Im Jahr zuvor habe ich sie immerhin ungleich ungebärdiger geschaut. Ein furchtbares Unwetter trug daran die Schuld. Damals schon gedachte ich, über die Gemmi zu wandern, von Kandersteg aus. Es blieb beim Wollen. Jetzt ist meine Absicht aber Wirklichkeit geworden. Mit Genugtuung erwäge ich dies und noch anderes bei mir, obschon mich die Füße unleidlich brennen. Was hat dies jedoch zu bedeuten, verglichen mit den Eindrücken, welche mir die letzten sechs Stunden vermittelten! Ich gebe meinem Gewährsmann in Leukerbad vorbehaltlos recht: „Die Gemmi muß man gemacht haben!"